

Österreich – Ungarn: Auf der Suche nach verborgenen Gemeinsamkeiten

von Martin G. Petrowsky

Ein für Geschichts-Interessierte äußerst spannendes und informatives Buch hat William M. Johnston nun im Böhlau-Verlag herausgebracht. Der eher trocken klingende Titel *Zur Kulturgeschichte Österreichs und Ungarns 1890–1938* mit dem Untertitel *Auf der Suche nach verborgenen Gemeinsamkeiten* lässt nicht erkennen, wie revolutionär das Ergebnis der Recherchen ist, die der Autor akribisch durchgeführt hat: Einerseits muss die Bedeutung der politischen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen des Habsburgerreiches für die gesamteuropäische Entwicklung weitaus höher eingeschätzt werden als bisher angenommen; andererseits wurde klar, dass Ungarn, also die „transleithanische“ Reichshälfte, zur Herausformung der spezifisch österreichischen Kultur stärker beigetragen hat, als es die wissenschaftlichen Standardwerke bisher vermuten ließen.

Der Autor, der sich schon mit seinen vielbeachteten Analysen *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte* und *Der österreichische Mensch* (beides ebenfalls im Böhlau-Verlag erschienen) als Spezialist dieses „Ökosystems“ und als profunder Kenner der diesbezüglichen Forschung erwiesen hat, kam beim Versuch einer Synthese der geläufigen wissenschaftlichen Publikationen zum Schluss, dass wichtige Erkenntnisse insbesondere von ungarischen oder südslawischen

Experten bisher kaum zur Kenntnis genommen worden waren; ein gültiges Bild des österreich-ungarischen Beitrags zur europäischen Kulturgeschichte könne aber nur durch Einbeziehung all dieser bisher vernachlässigten Quellen vermittelt werden. Also bemühte sich Johnston, diese unbeachtet gebliebenen Untersuchungen in das kanonische Wissen der Geschichtsforschung über die Doppelmonarchie, die oft aber durchaus unzutreffend als „Kakanien“ apostrophiert wird, zu integrieren.

Das Buch besteht aus zwei Teilen mit insgesamt 13 Kapiteln, der erste Teil lautet *Zukunftsweisende Historiker* und stellt die Thesen u. a. von Virgil Nemoianu, Wolfgang Grassl und Barry Smith, Charles S. Maier, Ákos Moravánsky, Oskar Benda, Moritz Csáky, György M. Vajda, Endre Kiss, J. P. Stern und Johnstons eigene Untersuchungen über den „Österreichischen Menschen“ vor. Der zweite Teil trägt den Titel *Wegweisende Themen*; er behandelt jene Bereiche, die noch zu wenig betrachtet worden sind und ein großes Potential für zukünftige Forschungen darstellen. Dazu gehört auch die Frage, ob und in welchem Maß es Ähnlichkeiten in der kulturellen Entwicklung der Doppelmonarchie und Russlands gegeben hat, einem Land, das ebenfalls eine Vielzahl von Völkern, Sprachen und kulturellen Eigenheiten





besaß, allerdings in wesentlich größerer Dimension. Ein Kapitel beschäftigt sich mit dem unterschiedlichen (?) Einfluss der Psychoanalyse auf die Arbeit von Künstlern und Wissenschaftlern in Cis- und Transleithanien, eines mit dem Problem der „Unklassifizierbarkeit schöpferischer Geister“ (zu denen z. B. Künstler wie Rilke, Kafka, Musil, Mahler, Schönberg und Plečnik zu zählen sind) – mit besonderer Beleuchtung der ungarischen Schriftsteller Gyula Krúdy und Endre Ady.

„Zukunftsweisende Historiker“ begründen einen eklatanten Paradigmenwechsel

Der Autor erklärt im ersten Kapitel, wie sehr sich der Blick des Historikers auf die k.u.k.-Monarchie im letzten Vierteljahrhundert geändert hat:

Während im neuen Paradigma die Möglichkeiten herausgearbeitet werden, die in der Doppelmonarchie für kreative Mischungen bestanden, werden im älteren Paradigma politische Blockaden vorrangig als Anreiz interpretiert, die Kunst als einen Zufluchtsort zu konstruieren, der Schutz vor auswärtigen Aggressoren bietet. Im neuen Paradigma hat das Zusammenleben verschiedener Ethnizitäten das Potential, neue Ideen und konstruktive Zusammenarbeit freizusetzen; im alten resultieren daraus nur allzu oft Einsamkeit, Neurose und interethnischer Konflikt. Der Eindruck, den die beiden Standpunkte vermitteln, kann – zugegebenermaßen etwas vereinfacht – wie folgt beschrieben werden: Die Doppelmonarchie-Perspektive zeichnet ein beschwingtes Bild von dem, was die schöpferischen Eliten des Reichs inspirierte; das Bild, das die [alte, zu sehr einschränkende] „Wienum-1900“-Perspektive bietet, ist viel eher von der Angst bestimmt, mit der diese Eliten auf unerwünschte kulturelle Zusammenstöße reagierten und auf das Treibhaus, in dem sie eingesperrt waren (S. 27f).

Dieser Befund beruht im Wesentlichen auf einer Neubewertung dieser Themenkomplexe:

- Gibt es den „Österreichischen Menschen“?
- Kulturvielfalt versus Nationalismus
- Zentraleuropäische Bildungsethik
- Funktion der Kunst im Vielvölkerstaat und
- Subsidiarität und „marginozentrische“ Regionen

Gibt es den „Österreichischen Menschen“?

Den Begriff „österreichischer Mensch“, bezogen insbesondere auf die Beamten des Kaiserreichs, haben z. B. Hof-

mannsthal, Wildgans und Werfel engagiert vertreten; „Eigenschaften wie Toleranz, diplomatisches Feingefühl und ein weitreichendes Einfühlungsvermögen ließen diese angeblich vorbildlichen Beamten als ideale potentielle Vermittler erscheinen.“ Und: „Die Absage an nationale Verwurzelung verlangte von diesen Verwaltungsbeamten, ihre ethnischen Bindungen abzustreifen, um der supranationalen Sendung der Monarchie dienen zu können“ (S. 32f). Die Vorstellung vom österreichischen Menschen wurde geradezu idealisiert: „Diese Repräsentanten des Österreichischen Menschen im höheren Staatsdienst waren das, was wir heute ein *soziales Kapital* nennen, das sich dazu eignete, ethnische Rivalitäten zu zügeln“ (S. 49).

In der Interpretation des rumänisch-stämmigen Literaturwissenschaftlers Virgil Nemoianu sei die Idee vom österreichischen Menschen aber die Fortsetzung des „Menschenmodells des Biedermeier“ (S. 70) und damit eine gesamteuropäische Vision gewesen. Andere Länder hätten auf ihren Erbadel verweisen können, auf Geldaristokraten und adelige Dandys; dem Habsburgerreich sei es aber vorbehalten geblieben, die Dienstaristokraten zum Rückgrat seiner Infrastruktur zu machen (S. 51).

Auch Friedrich Heer hat 1957 in seinem Essay *Humanitas Austriaca* „eine Lobrede auf die österreichische Fähigkeit zur Versöhnung der Gegensätze, die nicht nur im Habsburgerreich, sondern überall im habsburgischen Europa, von Spanien und Flandern bis in die Bukowina unaufhaltsam wucherten“, gehalten – dies entspricht der Formulierung Nemoianus von der Institutionalisierung „mäßiger Impulse“ (S. 109).

Kulturvielfalt versus Nationalismus

Der in Odessa geborene österreichische Kunsttheoretiker Peter Weibel hat in einer umfassenden Dokumentation festgestellt, Österreich und Ungarn hätten gerade auf dem Gebiet der analytischen Methoden in Kunst und Wissenschaft überragende Leistungen erbracht – „ganz im Gegensatz zu dem vom Inland wie Ausland entworfenen repressiven Bild eines barock-expressiven Österreichs und Ungarns“ (S. 138f).

Nach Grassl/Smith sei für die Kreativität, die sich im supranationalen Österreich manifestierte, nicht einfach die Verschiedenheit der Elemente, sondern die Fusion und Refusion ganzer Bezugssysteme (Sitten und Bräuche, Sprachen, Traditionen, Praktiken) charakteristisch gewesen. Die einzelnen kulturellen Produkte seien daher nicht bloß neue Kombinationen bereits vorhandener Elemente, sondern Manifestationen neuer Formen und Bedeutungen“ (S. 89). Die These dieser beiden Forscher lautet: Der interethnische Charakter des Habsburgerreichs hätte für eine ungebremste



Vermehrung von Kreuzungs- und abermaligen Kreuzungsvorgängen gesorgt, sowohl hinsichtlich musikalischer und künstlerischer Motive, als auch bezogen auf viele andere Bezugssysteme des Lebens, wie sie von Philosophen und Wissenschaftlern beschrieben werden. „Geschmeidigkeit des Denkens dominierte“ (S. 86).

Allerdings hätten die höchst kunstvoll miteinander verwobenen Bezugssysteme des kulturellen Ökosystems jeden Ansatz zu sozialer Neuerung ebenso sicher gehemmt, wie sie intellektuelle Innovation förderten (S. 88). Und eines steht fest: Die sprachliche und kulturelle Isolation der Ungarn nach 1870 konnten sich die Deutsch-Österreicher kaum vorstellen (S. 55).

Spannend ist auch der Bericht über die „Gindely-Illusion“. Dieser Historiker mit donauschwäbischem Vater und tschechischer Mutter wollte 1848 die deutsch-böhmischen und die tschechischen Traditionen zu einer „entnationalisierten Böhmisches Identität“ verschmelzen (S. 56). Nach William Johnston unterlagen die sich später auf ihn berufenden „Gindelyisten“ wohl einer Illusion, wenn sie glaubten, dass nach 1880 noch die transnationale Sicht als wünschenswert und durchsetzbar angesehen hätte werden können (S. 57).

Auch der in Riga geborene russisch-britische Forscher Isaiah Berlin (1909–1997) war ein großer Verteidiger pluralistischer Systeme. Er warnte vor ideologisch geprägter Geschichtsforschung und wandte sich „gegen die marxistische Ideologie als gefährliche Fortschreibung der Hegelschen Kompromisslosigkeit“; jede Geschichtstheorie müsse scheitern, da die Freiheit des Menschen geschichtliche Vorhersagen unmöglich mache (S. 188f).

Zentraleuropäische Bildungsethik

Im Gegensatz zu Russland, wo die Oberschicht im Wesentlichen bis zur Revolution ihren Kindern Wissen vor allem durch französische oder deutsche Hauslehrer vermittelte, hätten nach Johnston in der Habsburgermonarchie (spätestens ab der Mitte des 19. Jahrhunderts im ganzen Reich) die der Ethik des lebenslangen Wissenserwerbs verpflichteten Schulen die Neigung zu Radikalismus stark verringert, weil die Schulen hier als Einstieg in sinnvolle Berufe angesehen wurden; deshalb seien nach 1860, als – abgesehen von der inkonsequent gehandhabten Zensur – die letzten polizeistaatlichen Repressionen beseitigt worden waren, hier auch kaum Nihilisten oder Terroristen in Erscheinung getreten (S. 191f).

Faktum ist, dass in der k.u.k.-Monarchie die Maria-Theresianische Bildungsethik – das Bürgertum sollte bildungs- und



Das mittlere gemeinsame Wappen von Österreich-Ungarn (1915-1918)

Abb.: wikipedia

berufsrelevante Kenntnisse erwerben! (S. 59) – dazu geführt hatte, dass aristokratische Selbstkultivierung und bürgerlicher Bildungshunger miteinander in einem Staat wetteiferten, der die Schule als Weg zum Erfolg institutionalisierte (S. 60). Dieses Motiv habe auch Adalbert Stifter im *Nachsommer* aufgegriffen (S. 61). Johnston sagt, man könne von einer „weimarisch-habsburgischen Bildungsethik“ sprechen (S. 72).

Nach Nemoianu hat die Bildungsethik der Gymnasien dafür gesorgt, dass die Kultur der Doppelmonarchie als einheitliches Ökosystem bestehen konnte (S. 64). Die Bildungsethik hatte tatsächlich alle Provinzen und Ethnizitäten erreicht. Und dieses System erklärt auch, wieso die jüdischen Emigranten im 20. Jh. das europäische Erbe so wirksam in andere Kontinente verfrachten konnten (S. 71). Stephen Vizinczey ergänzt diese Analyse durch den Hinweis, dass auch die römisch-katholische Kirche als Bildungsgarant fungiert habe; die Kirche hätte mit Mitteln aus ihrem Landbesitz kostenlose Schulen und Spitäler, Waisenhäuser und Altersheime finanziert (S. 67f). Nach Johnston haben auch die calvinistischen Schulen in Ungarn einen wesentlichen Erziehungsbeitrag geleistet.

Als Quintessenz einer umfassenden Bildungsethik setzte sich Mihály Babits, Verfasser der *Geschichte der europäischen Literatur* (er wird als „Mitstreiter der Österreicher Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner“ angesehen – S. 161) für die Bewahrung des gesamteuropäischen literarischen Erbes ein – im Gegensatz zu Lajos Kassák, der die alte Kultur entsorgen und auf einer Tabula rasa neu beginnen wollte. Babits war, obwohl er Ungarn nie verlassen hat, ein humanistischer Universalist, der bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs sich mit seinem Pazifismus als besserer Vertreter der Kultur der Doppelmonarchie als Hofmannsthal erwies, der sich erst im Nachhinein dazu bekannt hatte (S. 164ff).

>>>



Funktion der Kunst im Vielvölkerstaat

Viele Untersuchungen haben sich mit dem Thema „Kunst als völkerverbindendes Element der k.u.k.-Monarchie“ beschäftigt.

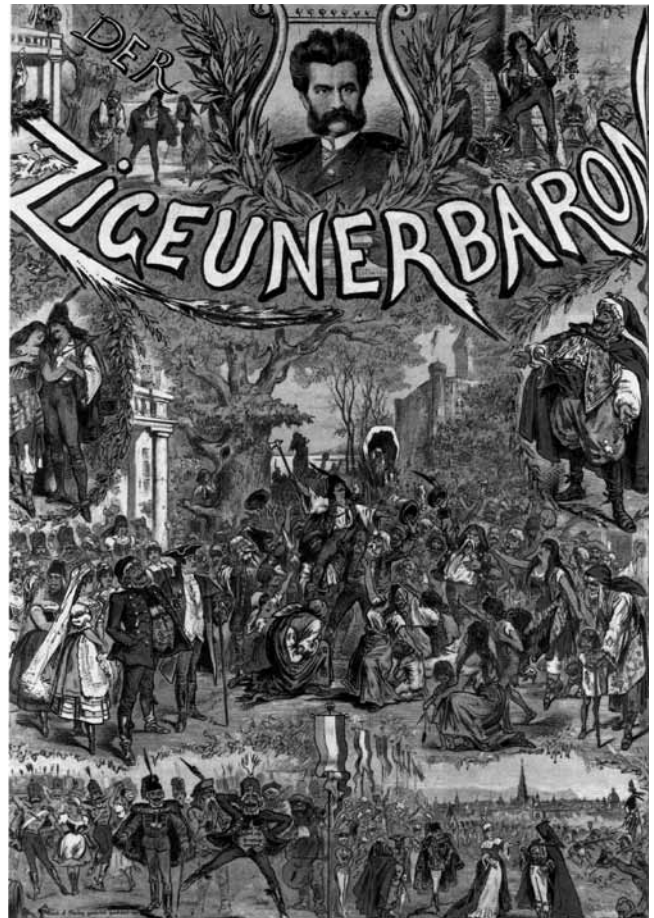
Charles S. Maier (geb. 1939) hat bereits nachdrücklich darauf hingewiesen, dass jeder Reisende in die größeren Städte des Reichs die architektonischen Gemeinsamkeiten (Bahnhöfe, Ämter, Theater, Museen, Kaffeehäuser ...) habe feststellen können. „Urbane Architektur ist ein Thema, das niemand auslassen kann, der erklären will, wie die Schöpfer des Reiches Gemeinsamkeiten wie Unterschiede der Regionen, Ethnizitäten und Ideologien artikulierten“ (S. 38).

Ein gutes Beispiel für den transnationalen österreichischen Menschen sei auch Jože Plečnik, der 1918 den Auftrag für einen neuen Entwurf des Präsidentenpalastes auf dem Prager Hradschin erhalten hatte: Er kam so nach Friedrich Achleitner „in Kontakt mit einer tripolaren (tschechisch-deutsch-jüdischen) und dementsprechend konfliktträchtigen großstädtischen Kultur. Achleitner zeigte auch, „dass die Metapher von Architektur als Sprache wirksam blieb, solange die Doppelmonarchie bestand“ (S. 43). „Bauwerke erreichten mit ihrer Sprache jedermann. Das geschriebene Wort war, in einem Reich mit 15 Sprachen, dazu nicht in der Lage“ (S. 42).

Im Bereich der Musik hat sich Béla Bartók intensiv mit der ungarischen Musikkultur beschäftigt. Als Resultat einer ununterbrochenen gegenseitigen Beeinflussung zwischen der Volksmusik der verschiedenen Völker ergeben sich seiner Ansicht nach eine gewaltige Mannigfaltigkeit und ein riesiger Reichtum an Melodien und Melodietypen. Die „rassische Unreinheit“ sei entschieden zuträglich, meinte er 1942 in Anspielung auf die Rassenideologie (S. 83).

Auch Moritz Csáky bezeichnete die Operette als „glänzendes Artefakt der Symbiose zwischen Wien und Budapest“ (S. 92); György M. Vajda deutete die „Kultivierung einer geschönten Parallelwelt durch die Operette als eine Reflexbewegung der Doppelmonarchie-Kultur, die sich damit gegen ihren Verfall wehrt.“ Gleichzeitig betonte Péter Hanák, „der *Zigeunerbaron* sei selbst Teil des Ausgleichsprozesses, als Versöhnung der Herzen [und als] politisches Abkommen, von dem in Wort und Musik erzählt wird“ (S. 98ff).

Der Forscher André Karátson meinte gar, „der auf Erneuerung drängende *Nyugat*-Kreis“ habe zu Beginn des 20. Jahrhunderts „weit entfernt von einer Revolte gegen die Doppelmonarchie“ „die Strukturen eines multinationalen Reichs“ auf die Vorstellung eines idealisierten Europa projiziert. Aber natürlich sei eine große Rivalität zwischen den Intellektuel-



Plakat zur Uraufführung des Zigeunerbaron, 1885

Abb.: www.terzakis.com

len Österreichs und Ungarns festzustellen gewesen; man habe die kulturellen Leistungen im jeweils anderen Teil des Reiches weitgehend ignoriert und sich an westeuropäischen Strömungen orientiert: Die „Ungarn waren bestrebt zu zeigen, dass sie kosmopolitischer waren als ihre österreichischen Rivalen“ (S. 210f).

Subsidiarität und „marginozentrische“ Regionen

Im Kapitel „*Territorialität*“ versus „*Transnationalität*“ betont William Johnston, dass sich das Habsburgerreich als einziges europäisches Land nach 1860 dem Konzept der Territorialität entschieden widersetzt habe. Doch innerhalb der Monarchie, in Transleithanien, versuchten die Ungarn, alle anderen Ethnien zu magyarisieren, also das Prinzip der Territorialität zu verwirklichen, während im Rest des Reiches – vor allem in Böhmen – lokalsprachliche Schulen gefördert wurden (S. 35f). Insbesondere im Südosten des Reichs (Bukowina, Banat) gelang es, in freundschaftlich interethnischem Einvernehmen zu leben – mit einem Minimum an bürokratischer Einmischung (S. 37). „Manche Autoren sahen



die Bukowina nicht nur als eine in einem hervorragenden Sinn europäische Region, sondern als *das* Versuchslabor für ein vereintes Europa“ (Colin/Rychlo, S. 76).

2004 stellte der aus Rumänien stammende Literaturwissenschaftler Marcel Cornis-Pope sein Konzept der „marginozentrischen“ urbanen Kultur vor, bei dem er sich auf „provinzielle städtische Zentren an den äußersten Flanken des Habsburgerreichs“ bezog. In diesen Städten von Czernowitz bis Großwardein (Oradea) hätten die verschiedenen Volksgruppen ein gedeihliches Zusammenleben praktiziert, „was nur möglich war, weil sie nationalistische Agitatoren weitgehend mit Nichtbeachtung strafften“ (S. 73).

William Johnston fügt hinzu: „Wenn, wie Charles S. Maier meint, das Habsburgerreich nicht wusste, wie es ‚Territorialität‘, die Forderung der verschiedenen Ethnizitäten nach einem eigenen ‚eingegrenzten politischen Raum‘, als Wunschziel des ausgehenden 19. Jahrhunderts integrieren sollte, dann haben die Einwohner grenzübergreifender Städte in marginozentrischen Regionen diese Forderung zum Großteil einfach ignoriert. Ihr Ideal einer Kultur war stattdessen ein nicht-territoriales, das in einem marginozentrischen Bewusstsein wurzelte. Ihr Anliegen war das Herstellen einer lokalen Ausgewogenheit innerhalb jenes Ökosystems der Ethnizitäten, das die Doppelmonarchie darstellte (S. 78f). Und fast wehmütig fragt er: „Vielleicht erleben wir noch den Tag, an dem diese vergessenen Vertreter des Ideals lokaler Kulturen als Vorbilder für die Verwaltungsbeamten der Europäischen Union von heute erkannt werden“ (S. 58).

1920 hatte übrigens der jüdische Kaufmann Drach bereits Pläne für eine Europäische Union mit Wien als Zentrum und einer gemeinsamen Währung entworfen ...

Laut Csáky hat es bereits 1906 eine „konstruktive Reaktion auf die herrschende Heterogenität“ gegeben: Aurel Popovici Konzept *Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich* und die Aussagen weiterer „Schreibtisch-Föderalisten“ hätten eine positive Sicht auf das Regenerationsvermögen in einem Reich geboten, „das es so neu aufzubauen galt, dass die marginozentrischen Regionen verstärkt ins Blickfeld rückten.“ Joseph Roth wird mit diesem Satz zitiert: „Das Wesen Österreichs ist nicht Zentrum, sondern Peripherie“ (S. 104).

Dieses marginozentrische Bewusstsein gedieh bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen – zeitweise vielleicht sogar in den meisten – Regionen der Doppelmonarchie und ihrer Nachfolgestaaten, und Inseln der Sensibilität bestehen sogar noch heute. Mehr denn je sollten sich Kulturhistoriker nach Johnston verpflichtet fühlen, dafür zu sorgen, dass diese Flamme nicht erlischt (S. 80f). Dies sei schon deshalb

dringend einzumachen, weil bis 1989 „diese lokale Art von interethnischem Einverständnis“ nicht das gewesen sei, „woran die meisten Leute im Zusammenhang mit der Doppelmonarchie erinnert werden wollten“ (S. 74).

Aber Csáky stellt in Bezug auf die Zukunft des Multikulturalismus auch die Frage, „warum Wortführerinnen und Wortführer der *cultural studies* in den Vereinigten Staaten, in Großbritannien und Australien kaum je Fallstudien aus der Donaumonarchie zitieren“, und er fügt gleich hinzu: „Das in ihnen enthaltene Beweismaterial ist so ernüchternd, dass jene, für die das leichte Zustandekommen eines kulturübergreifenden Einverständnisses ein Glaubensartikel ist, es nur ungern zur Kenntnis nehmen“ (S. 95).

Zuletzt noch: Die von einigen Wissenschaftlern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelte These vom West-Ost-Kulturgefälle wird dadurch stark relativiert, dass die „zwei transnationalen Ethnizitäten, die Deutschen und die Juden“, auch in weit östlichen Regionen wesentlich zu kultureller Blüte beigetragen hätten – und dies sei im Habsburgerreich insbesondere in den marginozentrischen Städten wie Kaschau (Košice) und Klausenburg (Cluj), im Zipser Land, im Banat und in Czernowitz überzeugend nachweisbar (S. 201f).

Als Fazit der Diskussionen um die marginozentrischen Phänomene hat Csáky laut Johnston wiederholt unterstrichen, die Kultur der Doppelmonarchie sei nicht aufgrund einiger Ausnahmen von internationalen Trends charakterisierbar, sie sei eine „Ansammlung von Ausnahmen und Abweichungen“, das Habsburgerreich sei der „exzeptionalistische Parafall in der Geschichte Europas“ (S. 205).

Und dieses Europa hat nach Edmund Husserl die Fähigkeit, „über jede feststehende Form, jede ‚zur Reife gekommene Gestalt‘ *hinauszuwachsen*“ – so wie dies laut Vajda bereits für die Doppelmonarchie gegolten habe (S. 117).

Schlussfolgerungen

William Johnston bezeichnet die viel zu wenig beachteten Beiträge György M. Vajdas zur vergleichenden Literatur- und Kulturgeschichte als anspruchsvollste Glanzleistungen, die zu einer radikalen Neukonzeption der Gemeinsamkeiten der Hochkultur von Cis- und Transleithanien führen müssen (S. 107). „Die schier allgegenwärtige Verschiedenartigkeit in der Doppelmonarchie – Verschiedenheit der Menschen, Sprachen, Sitten, der literarischen und künstlerischen Stilrichtungen, der wissenschaftlichen Hypothesen – machte [für Vajda] die Suche nach bleibenden Mustern unter der Oberfläche zum Imperativ“ (S. 115).

>>>



Die das „*non plus ultra* in Bezug auf die Eigenart habsburgischer Intellektualität“ darstellenden Thesen von Grassl/Smith seien wohl nicht nur wegen ihrer Komplexität, sondern auch wegen ihres Konservativismus unbeachtet geblieben, weil sie postulieren, „die dauerhaftesten Formen von Kreativität würden sich innerhalb eines ererbten Systems institutionalisierter Gewohnheiten einstellen, wie die mitteleuropäische Bildungsethik eines ist oder der sich in Selbstbescheidung übende Habitus des österreichischen Menschen“ (S. 90).

Ursache für die so zögernde Bewertung des ungarischen Beitrags zur Kultur des habsburgischen Ökosystems seien letztlich wohl auch Reminiszenzen auf Ungarns Rebellion 1848/49 gewesen. – Aufgrund der vielen kulturellen Gemeinsamkeiten der Ethnizitäten der Monarchie müsse aber von einem gemeinsamen Netzwerk ausgegangen werden (S. 91)!

Wenn so viele Wissenschaftler die Kultur der Doppelmonarchie so positiv bewertet haben, wie dies in diesem Buch nun erstmals umfassend dokumentiert ist, warum war dann, fragt William Johnston abschließend, in den Jahrzehnten nach der Auflösung der k.u.k.-Monarchie das Bild, das sich die Öffentlichkeit von ihr machte, so negativ? Er hat darauf zwei Antworten. Erstens seien selbst die führenden Kritiker des bestehenden Systems wie Otto Bauer, Karl Renner in Österreich oder Oscar Jászi in Ungarn von einem Fortbestand der – wenn auch reformierten – Monarchie ausgegangen und die Verfechter des Status Quo hätten es deshalb versäumt, sie öffentlich zu verteidigen. Zweitens hätten die Wortführer der

nationalistischen Bewegungen (sowohl die Großdeutschen, als auch die slawischen oder ungarischen Nationalisten) kaum konkrete staatspolitische Konzepte gehabt, gegen die man hätte argumentieren können. Deshalb gebe es bisher auch keine größere Untersuchung, die die kritischen Aussagen über die Donaumonarchie erfasse und bewerte. Erst lange nach dem zweiten Weltkrieg habe sich für Publizisten „das Bild der Doppelmonarchie als Arena des innovativen Denkens“ als attraktiv erwiesen. (S. 252) Und es ist dem Autor von österreichischer und von ungarischer Seite wärmstens dafür zu danken, dass er diese neue Sicht nun nachdrücklich als Grundlage weiterer Forschungen empfiehlt: Schon Vajda und Csáky hätten ja vorgezeigt, „wie man in Würde um ein verlorenes Erbe trauert, das zwei hochkreative Kulturen eine Zeitlang teilten, um es dann, nach 1945, mehrere Jahrzehnte lang zu verleugnen. Nur wenige bedauern am Anfang des 21. Jahrhunderts das Verblässen des habsburgischen Mythos; ebenso haben nur wenige sich in der Vergangenheit bemüht gefühlt, das, was von der Kultur der Doppelmonarchie in der Zwischenkriegszeit und danach überlebte, zu würdigen“ (S. 121).

William M. Johnston: Zur Kulturgeschichte Österreichs und Ungarns 1890–1938.

Auf der Suche nach verborgenen Gemeinsamkeiten
Wien-Köln-Graz: Böhlau Verlag 2015,
ISBN: 978-3-205-79541-4